

**Meinrad Braun**  
**Fürchten lernen**  
**Roman**

**Leseprobe**

Das Fleisch wird rein und süß. Weil das unreine Blut fort ist. Wenn das Messer scharf ist, tut es kaum weh. Er hat sich selbst eines gemacht aus einer alten Feile. Bloß eine Spanne lang ist es. Das verbiegt sich nicht und es ist so scharf wie ein Rasiermesser.

Das Lamm hängt draußen am Brett. An zwei starken Nägel, durch die Flechsen gestochen. Das Fell, das feste krause Fell muss jetzt herunter, dazu braucht er kein Messer. Mit dem Daumen fährt er darunter, teilt die dünnen Hüllen zwischen Haut und Fleisch, drückt nach. Es gibt ein platzendes Geräusch, wenn die Haut sich löst, sich herunter ziehen lässt. Man spürt, wie die Lebenswärme entweicht, die dazwischen liegt. Das Leben ist noch am Fortgehen und der Tod hat sich darum gelegt wie ein schwarzer Mantel, sie sind noch so dicht beieinander, dass sie sich beinahe gleichen. Tod und Leben.

Preisgegeben nun die sauber verpackten, rotbraunen Muskeln, weißen Bänder und straffen, harten Sehnen. Weiß schimmert das feste Gebäude der Knochen hindurch. Wärme steckt darin, das Fleisch ist wärmer als die spätsommerliche Luft. Man muss sein Gesicht auf das eben noch ungesehene Innere legen. Den Dunst riechen, der daraus aufsteigt. Den würzigen Geruch der rosafarbenen Därme, den rostigen der fleckigbraunen Lunge, den hitzigen der schokoladenfarbenen sauberen Leber. Sie müssen heraus und in die Schüssel, verderben schnell, die Innereien. Nebeneinander glänzen Herz, Nieren, Leber und Lunge. Noch feucht in der Sonne, gereinigt vom Blut. Rosa und braun, hellrot. Blasig, zart, feucht. Schon ein paar Minuten im Licht macht sie stumpf und blind.

Nun muss es vollends herunter, das Fell, über die Schultern, wie ein straff sitzendes Kleid. Es klingt, als reiße es, aber es ist fester als man glaubt. Die Vorderbeine mit den Gelenken hindurchdrücken, rechts, dann links, dann die Haut bis zu den Klauen herabziehen. Er langt nach dem Beil, schlägt mit scharfem Knacken die Knochen durch. Ein scharfer Schnitt muss durch den Kragen, da rollt sich eine Mütze aus Haut über den Kopf und gibt ihn frei. Noch einmal das Messer. Den Kopf sauber machen. Die Augen und Ohren gehören nicht dran.

Die kriegt der Fritz. Der wartet schon, hechelt. Die Ohren spitz gestellt. Und bellt leise, jault. Ja, Fritz, mein Guter. Du bist mein Guter. Da! Nimm!

Sagt der Hans. Sagt der Dieter: Wenn man wenigstens Fritz heißen könnte. Aber Hans-Dieter? Was hast du wieder gemacht, Hans-Dieter, du dumme Einfalt? Wer denn jetzt? Fragt der Dieter den Hans. Hans oder Dieter? Die Eltern konnten sich nicht entscheiden, erklärt es ihm der Dieter, das konnten sie noch nie. Also zwei

Namen, an Stelle eines Bruders. Ein Kind macht ja schon genug Unruhe im Haus, wozu da noch ein zweites. Hans-Dieter. Hans und Dieter.

Mein guter Bub, hat die Oma gesagt, als sie noch lebte, mein armer Hans. Immer nur Hans. Die Oma. Und gesungen, die schönen Lieder aus der Kirche. Tot, im Grab ist sie, Knochen und Erde darum, lange schon. Der dumme Hans und der stille Dieter. Sich dafür zu entscheiden, das hat lange dazu gebraucht, bis nach der Schule. Seitdem ist man Hans und Dieter, mal der eine und mal der andere, das ist besser so. Und der Fritz. Da konnte man einmal selber taufen. Und nannte ihn Fritz. Das spritzt, ist munter und lebendig, wie ein Hund sein soll. Und tapfer; der alte Fritz schließlich! Deutsch auch. Ein Schäferhund muss einen Namen haben, der zu ihm passt.

Aber Hans-Dieter. Ein Name zum Hänkeln. Der dumme Hans, der grobe Klotz, der Traumhansel. Das ist aber besser, seitdem der Dieter da ist. Der hält mehr aus als der Hans. Lass gut sein Hans, sagt er oft. Sei still. Außerdem - hier draußen hänkelt ja niemand. Wo der dumme Hans zu Hause ist, im Wald eben. Der Dieter, der muss jeden Tag mit den Eltern zu Recht kommen. Mit den Jungwinzern auch in der Genossenschaft, die hinter seinem breiten Rücken feixen. Lass gut sein Hans, sei still. Der Dieter steht dann da und lächelt sein blondes Riesenlächeln, zeigt die schiefen Zähne, die nie eine Zahnsperre spendiert bekamen und wartet. So kommt der Dieter zurecht. Sie lassen ihn schließlich in Ruhe. Zu Recht kommen muss man.

Mit den Eltern zum Beispiel. Da gilt es, sich die Vorwurfsliste des Tages anzuhören. Depp und Arschloch, blödes. Stille Einfalt, du! Kannst nicht mal für fünf Pfennig denken? Die Eltern sind noch nicht in der Eurozeit angekommen, wenn sie schimpfen, tun sie es mit dem guten alten Geld. Dich sollt man ins Heim stecken, schreit die Mutter. Ihre flinke Hand lauert immer. Du blödes Stück, wart nur, du kommst wieder auf die Landeck, da binden sie dich ans Bett und spritzen dich ruhig, wie schon einmal, da haben sie dich erst richtig verdorben. Der Vater sitzt daneben und starrt ihn an, stumm, wie eine magere Mumie sieht er aus. Tutenchamun. Aber er ist nicht tot wie der Pharaon, er lebt noch, er ist bloß gehbehindert und einbalsamiert mit saurem Hass. Viel alter, bitterer Tod ist in ihm. Und schuld ist der Dieter. Lass gut sein, Hans. Der Mann im Rollstuhl sieht sowieso nicht wie der Vater vom Dieter aus und nicht wie der vom Hans. Ein Findelkind gewesen? Wer weiß, meint der Dieter, vielleicht. Es ist ja sowieso alles gelogen, was geredet wird, das gäbe doch einen eigenen Sinn, wenn er hineingelogen worden wäre zu diesen beiden alten Leuten. Manchmal verwandelt sich die Mutter in eine riesige Kröte und hüpfert durch das Haus, der Vater klammert sich ledern und braun auf ihrem Rücken fest. Aber dem Dieter macht das nichts aus, der kommt zurecht, der kann schweigen. Bis der Vater auf seinem Rollstuhl über den Hof davonfährt, ohne dass er ein einziges Wort gesagt hätte. Tutanchamun rollt in sein Steingrab zurück und die Mutter wälzt ihre zwei quecksilbrigen Zentner wieder schimpfend in die Küche.

Dann fährt man in den Wingert und hat zu arbeiten. Was heißt da Wingert, korrigiert ihn der Dieter: In das, was davon übrig geblieben ist. Für die Genossenschaft atbeiten. Reben schneiden. Die Geize ab auf sechs Blätter zurück,

den Haupttrieb kürzen aber die Zapfen lassen und die Ruten anbinden. Merks dir. Für jeden Arbeitsschritt hat der Dieter, damals war er noch der Hans-Dieter, denn am jungen Trieb muss man veredeln, sagt die Mutter, hat er also ein paar Ohrfeigen bekommen, bis es saß. Jetzt sitzt es.

Und abends in den Wald zu den Schafen. Scheißviecher, die stinken und du stinkst auch danach. Komm mir nicht in die Stube mit deinem Schafsgestank. Aber das Geld für das Lammfleisch, das beste, das man hier bekommen kann, das stinkt nicht und man liefert ihr das meiste davon ab, der Dieter braucht nicht viel und der Hans lebt ohne Geld. Hier draußen gibt es jedenfalls keine Reben und keine Winzergenossenschaft, keinen Feuerwehrahend, keine Mädchen, die ihre frechen, glänzenden Augen verdrehen, bis man wegsehen muss und nur noch schweigen kann. Der Vater kann nicht mehr in den Wald und die Mutter will nicht, sie hat genug zu tun und mit denen will sie nicht auch noch Arbeit haben, mit den Dreckviechern.

Der Wald. Ist einfach da und wartet darauf, was geschieht. Und es geschieht immer etwas. Der Wald hat das Leben und hat den Tod. Wer hat dich aufgebaut so hoch dort oben, geht es im Lied, oder war es anders? Ein hohes Haus, ein heiliges. Das einzige.

Im Wald ist die Libelle. Ein graues, ekliges Wasserwesen, das kommt aus dem Wasserfass heraus gekrochen und setzt sich an den Rand, starrt einen an mit Augen, die so leer sind, dass sie einen in den Schlaf verfolgen möchten, dann quält sich ein neues Tier aus der Larve hinaus, gebiert sich selbst ein Stunde lang. Das sitzt grün und still auf der leeren Haut und pumpt die Klümpchen an seinem Leib Zug um Zug auf, bis sie zu gläsernen Flügeln werden. Das Licht macht das grüne Wesen turmalingrün und stahlblau. So eine Elfe möchte man einmal werden können und bleibt doch ein grobes Stück Mensch.

Im Wald ist auch der tote Dachs am Rand der Lichtung. Plötzlich liegt er da und ist schon aufgedunsen in der Hitze. Ein unsäglicher Gestank, ein Geruch wie kein anderer, vor dem man sich die Nase zuhalten muss, wenn man sich die Totenkäfer ansehen will, wie sie durch das Fell kriechen und die Maden, die aus seinem offenen Rachen wimmeln. Bald sitzen jeden Tag Schwärme von golden und grün glänzenden Fliegen auf dem üppig verwesenden Kadaver, so viele, dass sie ein leises Brausen zustande bring, wenn sie sich erschreckt in die Luft erheben. Nach Wochen erst fängt der Leib an, sich zu öffnen und mit dem Zerfall kommen die Ameisen und fressen ihn ab, bis nur noch die weißen, blanken Knochen im Gras liegen. So geht es allen.

Der Wald sorgt nicht, er vergeudet mit leichter Hand wie ein großer König.

Der Hans spürt in ihm eine stille Aufmerksamkeit für alle Ereignisse, die ihm so vorkommt, als sei der Wald Gott. Aus seinem Dunkel, vor allem dann, strömt etwas heraus, das könnte furchtbar sein, aber es ist wie ein beständiges zusicherndes Wispern für ihn, es ist das, was eigentlich wirklich ist. Nicht das Leben, das man so führt, wie alle meinen. Das ist ein Trugbild, es besteht nur aus Lügen, das weiß er inzwischen so sicher wie nichts anderes. Der Wald aber hält Einkehr mit ihm, wenn er hier draußen ist. Er ist voller Bedeutsamkeiten. Von ihm kommt alle Angst und

dorthin geht sie, alle Zweifel laufen wie ein Rudel Rehe zwischen den grauen Stämmen davon.

Auch die Stumme kommt aus dem Wald. Sie steht einfach da. Kann lachen und weinen aber und reden. Aber sie weiß, warum sie kommt. Sie kommt wegen der Frau auf dem schwarzen Pferd, sie hat sie gemalt. Der Frau mit den blonden Haaren, die hinter ihr her wehen, wenn sie reitet, mit den grauen Vogelaugen, die erbarmungslos um sich blicken und den Hans nicht sehen können, zum Glück nicht. Die Vogelfrau kommt rechtzeitig. Ein paar Wochen vor dem Fest. Und dann die Stumme und der Fritz wedelt mit dem Schwanz vor ihr, die Schafe fürchteten sie nicht und auch der Hans fürchtet sie nicht.

Sie ist ein Zeichen, Hans, sagt der Dieter. Man muss wissen, wann ein Zeichen ein Zeichen ist. Die Vogelfrau und die Stumme, das sind solche Zeichen. Nicht so wie die Wichtel, die sind immer da, manchmal zeigen sie sich und sehen gerade so aus, wie in manchen Märchenbüchern, alte grämliche Leutchen in braunem Filz. Kaum hat man hingeschaut, verwandeln sie sich wieder rasch in Baumstrünke und Fliegenpilze, schließen ihre besorgten Augen und brummen nur noch leise Töne, so leise, dass man sie kaum hören kann.

Da ist sie, die Erdhütte. Der Hans bleibt stehen. Schon zwanzig Jahre alt, man sieht sie kaum, man sollte sie auch nie sehen, Rumpelstilzchens Haus, tief eingegraben in den Hang, ein festes Gitter aus Stangen und Zweigen über die Höhle gelegt, die Erde wieder daraufgehoben. Judaspfennig und Brombeeren siedeln dort. Im Winter nicht zu kalt, im Sommer nicht zu heiß. Eine Hütte wie sie die Indianer bauen. Nun wachsen die Brombeerhecken mannshoch darauf. Eine niedrige Tür aus Brettern, versteckt unter den Ranken. Heimlichkeiten. Ach wie gut. Niemand weiß. Nur Wald ringsum, selbst der Pferch weitab.

Der Hans horcht. Es rührt sich nichts darin.

Es ist Zeit. Dieses Jahr, beim Fest, sagt der Dieter. Wenn alle feiern. Der Dieter muss ja zu Hause zu Recht kommen. Wie soll ich zu Recht kommen, wenn du mir nicht hilfst, Hans. Es kann doch nicht so weiter gehen! All die Jahre. Ganz verzweifelt kann er da werden. Schließlich hat der Hans eingesehen, dass es jetzt sein muss. Dieses Mal wenn Wurstmarkt ist. Die Zeichen stehen dafür und der Wald wartet nicht, er kennt keine Zeit.

Die Sonne steht über den Kiefern, es riecht mild nach Harz. Eine große Hummel surrt vorbei. In der Ferne ein Rumpeln. Gewitterwolken stehen über der Haardt. In der Hütte ist es still, seit einer Weile.

Es ist Zeit. Hans steht auf und geht hinüber.